

der aufersteht: es handelt sich um Leben und Tod. Darum „soll es Fest und Freude geben“, nicht weil der *Vater* seinen Sohn zurückbekam, sondern weil der *Sohn* zum Leben zurückkehrte; der Vater ist niemals froh um sich selbst, sondern um seinen Sohn. Es ist ein Fest der selbstlosen Liebe.

„Da wurde er böse und wollte nicht hineingehen . . . : Schon so viele Jahre diene ich Dir . . .“. Das ist es, wofür er einen Blick hat: seine Dienstjahre; das ist es, wofür wir einen Blick haben: unser Dienstausweis; das ist es, was uns auffällt: die Dienstverweigerung des einen und die Dienstbereitschaft des andern. Davon will Jesus unsere Aufmerksamkeit ablenken: das erste ist nicht, ob und wie Du Gott dienst, sondern daß und wie Gott dir dient. Sowohl Dienstverweigerung wie Dienstbereitschaft können unser Herz mit uns selbst ausfüllen, so daß wir uns mit uns selbst beschäftigen; beide können uns hindern an der Betrachtung der väterlichen Liebe; und macht es dann noch einen großen Unterschied, ob wir durch Dienstverweigerung oder Diensterfüllung an ihm vorbeischauen; fern von ihm sind? Es handelt sich nicht so sehr um den Dienst als um Liebe; und nicht so sehr um unsere Liebe zu Gott, denn diese gibt es kaum: der Sohn, der das fette Kalb bekommt, wird eher getrieben vom Hunger und durch Eigenliebe, und der Sohn, der quengelt über einen Bock, den er nie bekommen hat, denkt im Geist der Dienstverpflichtung und des Anrechtes auf Lohn. Es handelt sich nicht an erster Stelle um unsere Liebe zu Gott, glücklicherweise, sondern um Gottes Liebe zu uns. Wir stellen uns selbst so leicht in den Mittelpunkt, schauen immer auf uns selbst und werden bisweilen mißmutig und unglücklich darüber, statt Gott zu betrachten und Seine beglückende Liebe über uns kommen zu lassen.

Gott spielt die Hauptrolle, die erste Violine im Großkonzert der Liebe. Er fängt an: ein reiner Anfang reiner Liebe, aus nichts und für nichts, umsonst, unverdient. Es handelt sich nicht darum, uns mit einem von den zwei Söhnen zu vergleichen; sie sind nicht so sehr verschieden: der jüngere will bei seinem Vater Taglöhner werden, der ältere will von ihm den Lohn bekommen. Es handelt sich um den Vater, der für uns Vater ist und den wir als unseren Vater erkennen sollen. Wo das geschieht, ist es erst möglich, uns selbst und unsere Wünsche, unsere Ansprüche zu vergessen und dem Bruder ein Bruder zu sein.

Piet Penning de Vries SJ

Die ungleichen Söhne (Mt 21, 28–31)

Wie es in der Musik Variationen über das gleiche Thema gibt, so auch in der Unterweisung des Herrn. Das Verhältnis vom Vater und seinen Söhnen lässt sich gar nicht auf einmal abhandeln. Es bedarf des mehrfachen Ansatzes, einer Erhellung von verschiedenen Seiten her. Es braucht darum nicht zu verwundern, wenn ein zweites Gleichnis mit denselben Worten beginnt: „Ein Mann hatte zwei Söhne.“ Hier nun steht nicht der Vater, sondern stehen die Söhne im Mittelpunkt der Erzählung. Wer der Vater ist, wird als bekannt vorausgesetzt. Es klingt nur noch ganz kurz an: „Kind“, sagt der Vater zu jedem der beiden Söhne, „geh heute im Weinberg arbeiten“; mehr bittend sagt er es als befehlend, er ist ja ihr Vater, er liebt sie, er kann es gar nicht anders sagen. Mehr hören wir nicht

von ihm. Um so mehr von den beiden Söhnen. Auf sie ist das Gleichnis gerichtet. Nach ihnen heißt es darum: „Das Gleichnis von den beiden ungleichen Söhnen.“

Ihre Ungleichheit ist tief, ein Abgrund liegt zwischen ihnen. Der eine antwortet dem Vater: „Ich gehe, Herr“; aber er ging nicht.“ Der andere: „Ich mag nicht“; später aber besann er sich und ging.“ Schon in der Anrede „Herr“ könnte die unaufrechtig-glatte Art des ersten Sohnes, wahrscheinlich des älteren, angedeutet sein, während das „ich mag nicht“ des zweiten noch nicht verrät, wer er eigentlich ist; er kann sich noch ändern. Der erste wird sich kaum ändern; man wird nie wissen, woran man mit ihm ist: so sehr bleibt er auf sich selbst bezogen, auf seine Pläne, seine Bequemlichkeit bedacht, daß er zum Taktiker wird und man ihm nicht glauben kann.

Wer von Jesus mit den beiden Söhnen gemeint ist, wird aus den unmittelbar Angesprochenen (Mt 21, 23. 45) so wie aus dem Schlußsatz der Parabel (Mt 21, 31b) deutlich: den „Hohenpriestern und Ältesten (Pharisäern)“ werden „die Zöllner und Dirnen“ gegenübergestellt. Von jenen wird gesagt: „Als (sie) seine Gleichnisse hörten, erkannten sie, daß er auf sie abzielte; gern hätten sie sich seiner bemächtigt“ (Mt 21, 46), von diesen: „Wahrlich, ich sage euch, (sie) kommen eher ins Reich Gottes als ihr.“ Jene glaubten Gottes Willen zu erkennen und zu erfüllen, aber in Wirklichkeit „gingen sie – trotz Jesu Wort und Zeugnis – nicht hin“, blieben sie zuhause, in sich befangen, zelebrierten sie nur sich selbst, ihre eigene Gerechtigkeit; diese hingegen, deren Leben religiöse Gleichgültigkeit, ein „Nicht-Mögen“ an den Tag legte, „besannen sich“ auf Jesu Ruf und Beispiel hin; sie wandten sich von der Welt ihrer Selbstsucht, der Gier und der Lust ab, um fortan im Weinberg des Vaters zu arbeiten, in dem nicht mehr das eigene Leben zählt, sondern nur mehr die Liebe zum andern, zu Gott und zum Nächsten.

Aber damit ist die Aussageintention des Gleichnisses noch nicht erschöpft; sie geht über die einmalige heilsgeschichtliche Situation hinaus und läßt mehr als eine Deutung zu. So gibt es etwa zu allen Zeiten die Frommen, die es wissen, daß sie fromm sind, die in der Kirche Etablierten, die ihre Religiosität mit ihrer kirchlichen Stellung identifizieren, die sich – trotz der vor sich selbst und vor anderen bekundeten „Demut“ – für gerecht halten und darum im Grunde nichts tun, nicht das tun, was Gott von ihnen erbittet, eine Arbeit, die Mühe macht und dem eigenen Leben nichts einzubringen scheint. Und die anderen, die das Leben genießen und es auch offen äußern, die sich darin nicht stören lassen wollen, die Gott beiseite schieben und ihre eigenen Wege gehen, dann aber, eines Tages, durch ein Wort oder Ereignis im Innersten getroffen und mit dem Zustand ihrer Seele konfrontiert werden, in sich gehen, ihr Leben an Gott und den Nächsten verlieren, um es so neu zu gewinnen.

Im Grunde haben wir alle etwas von dem einen oder dem anderen Sohn oder auch von beiden in uns. Die einen sind von angenehmer Art; sie verstehen es, mit sich und anderen gut durchzukommen, sind darum gern gesehen und vieles gelingt ihnen, fällt ihnen ohne Mühe zu. Religiös gesehen liegt hier eine Gefahr. Sie sagen „ja“ zu allem, was Gott durch die Kirche lehrt, haben in ihrem religiösen Leben, im Denken und Handeln keine Schwierigkeiten, kommen aber in Wirklichkeit aus dem Eigenen nicht heraus und überhören darum, was Gott im Alltag von

ihnen will. Die anderen tun sich mit der eigenen Natur, mit ihrer Umwelt und den Mitmenschen schwer. Sie reiben sich an vielem und rebellieren immer wieder einmal gegen ihr Schicksal, klagen Gott an oder verweigern sich ihm. Aber eben darin liegt auch ihre Chance. Denn wo sie „nein“ sagen, wird Gott ernst genommen, ist er dabei und zählt als Wirklichkeit. Sie ringen mit ihm, auch wenn sie ihm widersprechen. Hier hat die Möglichkeit einer Umkehr einen sehr realen Ansatz. Wenn sie eines Tages Gottes Ruf zur Arbeit im Weinberg annehmen und befolgen, dann dient das Werk, das sie tun, nicht mehr dem eigenen Ich, sondern dem, der sie gerufen hat, und allen Brüdern, die Gott seine Söhne nennt.

Erst wo einer die „ungleichen Söhne“ am eigenen „ja“ oder „nein“ erfahren hat, weiß er am tiefsten, wer sein Vater ist und was dieser Vater von ihm will.

Friedrich Wulf SJ

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Heilige Schrift

Das Neue Testament. Übersetzt und kommentiert von Ulrich Wilckens. Beraten von Werner Jetter, Ernst Lange und Rudolf Pesch. Gemeinschaftsausgabe des Furche-Verlages Hamburg mit dem Benziger Verlag Köln/Zürich und dem Zwingli-Verlag Zürich. 1970. 928 S., Ln. 19,- DM.
 Eine Übersetzung des Neuen Testamentes, die für alle Zeiten in gleicher Weise gültig und verbindlich sein könnte, ist begreiflicherweise nicht denkbar. Darum muß immer wieder von neuem der Versuch gemacht werden, den Urtext in die jeweilige Sprache einer Zeit zu übersetzen. Der vorliegende Versuch ist m. E. eine wirkliche Hilfe zu einem besseren Verständnis des Schrifttextes für den heutigen Menschen. Man merkt ihm an, daß er sich bemüht, die exegetischen Erkenntnisse unserer Zeit wirklich zu berücksichtigen und größtmögliche Verständlichkeit zu erreichen. Der Übersetzer ist jedoch weit davon entfernt zu meinen, eine Wiedergabe der „Sache“ des Textes gestatte eine unbekümmerte Freiheit gegen-

über seinem Wortlaut. Dieser blieb in jedem Fall verpflichtend. Nur da, wo die deutsche Sprache, der je eigentümliche Stil der neutestamentlichen Schriftsteller oder bestimmte Begriffe des griechischen Originals (z. B. das Wort „Fleisch“) es verlangen, erlaubt sich die Übersetzung freiere Wendungen. Weil aber zahlreiche Voraussetzungen, die für ein adäquates Verständnis des Textes von Bedeutung sind, in eine bloße Übersetzung einfach nicht hineingebracht werden können, darum ist ihr abschnittsweise ein begleitender Kommentar beigegeben, „der im ganzen etwa denselben Raum einnimmt wie der übersetzte Text des Neuen Testamentes selbst“ (7). In diesen Erklärungen liegt das eigentlich Besondere dieser Ausgabe. Sie sind keineswegs mit „erbaulichen“ Absichten verquickt, sondern gehören streng zur Übersetzung hinzu, sollen also deren Verständnis unterstützen, „damit der übersetzte Text in seinem ursprünglich gemeinten Sinn zugänglich wird“ (ebd.).

Der Übersetzer ist Professor für NT an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Hamburg. Das sollte jedoch für